Zeitschrift: Brugger Neujahrsblätter

Herausgeber: Kulturgesellschaft des Bezirks Brugg

Band: 47 (1937)

Artikel: Etwas vom Schnürlen und von den Schnürlistuben

Autor: Amsler, Adolf

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-901032

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Etwas vom Schnürlen und von den Schnürlistuben.

n den Kanton Aargau kam vermutlich die Strohindustrie durch wandernde Hausserer aus dem Schwarzwald und wurde zunächst im Freiamt heimisch. Der erste obrigkeitsliche Erlaß der Behörden wegen der Strohslechterei datiert vom 17. Mai 1743 und richtet sich gegen schlechtes Maß. Ein Erlaß vom 10. Mai 1744 aus Bremgars

ten bestimmt, daß alle die, welche Halme zu Strohgeflechten schneiden, sich beim Amtmann des Alosters anzumelden und anzugeben haben, was sie geschnitten haben. Anlaß gab der Umsstand, daß die zu den Strohgeflechten verwendeten Halme schon vor der Reise geschnitten werden mußten, wodurch die Alöster, welche in Wohlen den Zehnten bezogen, beeinträchtigt wurden. Für das zu früh geschnittene Stroh mußte dann der Zehnten nach Schäbung nachgeliesert werden.

In Brugg¹) selber faßte die Strohindustrie erst im Jahre 1840 sesten Fuß (J. Debrunner, 1813—1866). Bis zu jenem Jahr bestand links der Aare und auch am Rhein keinerlei Strohindustrie. Auch die Strohslechterei konnte sich von Brugg aus in diesen Gegenden nicht dauernd einbürgern. Dagegen wurde das ums Jahr 1842 erfundene Schnürlen in den 50er Jahren in vielen Gemeinden des Bezirks Brugg und insbesons dere in den drei Dörfern der Kirchgemeinde unter dem Berg (Vözen) heimisch. Und diese heimelige Hausindustrie, die seis nerzeit eine ganze Umwälzung in der Strohbranche herbeigessührt hatte, trug in der Folge manche Jahre dazu bei, daß sich die Bevölkerung leichter über Zeiten, da die Reben versagten, hinwegsehen konnte. Glücklicherweise trasen wiederholt Jahre der Hochkonjunktur in der Strohindustrie (ansangs der 50er, 80er und 90er Jahre) mit schlechten Weinjahren zusammen.

¹⁾ Siehe Dr. hans Lehmann: Die Marg. Strohindustrien.

Folgten dann gute Zeiten des Weinbaues, während die Strohindustrie Krisen durchmachte, so stellte man einfach die Räder nebst Zubehör auf den Estrich.

Seit beinahe 10 Jahren hat nun das Schnürlen aber ganz aufgehört und dürfte kaum wieder zur Blüte gelangen. Es ersscheint deshalb am Platze, seine Technik, die im oben erwähnsten (siehe Fußnote) Werk nicht beschrieben ist, in Wort und Bild sestzuhalten und der Nachwelt auch einiges zu sagen über die Schnürlistuben, welche zeitweise anstelle der früheren Spinnstuben traten, zumal die Rädli allmählich vom Wurm zersfressen werden und verschwinden.

Als Rohmaterial für das Schnürlen dient, wie für die Strohgeflechte, das Flechts und Sesselstroh. Hiezu wird der Roggenhalm verwendet, der aber geschnitten werden muß, soslange er noch geschmeidig und weich ist, d. h. unmittelbar nach der Blütezeit. Später wird der Halm holzig. Letzterer muß zusdem gerade sein; ein vom Wind geknickter Halm ist ungeeignet.

Die Halme werden büschelweise mit der einen Hand gesaßt, darauf mit der andern vermittelst der Sichel geschnitten und flach über die ganze Ackerbreite in Vandform sorgfältig ausgesbreitet. Bei sonnigem Wetter sind sie in 2—3 Tagen soweit trocken und gebleicht, daß sie in Garben (Schaub) gebunden und in die luftige Scheune oder einen Schopf verbracht werden könenen. Bei Regenwetter dauert der Bleicheprozeß länger und es tritt unter Umständen auch eine bedeutende Entwertung der Ware ein, da das Stroh fleckig bezw. schwärzlich wird.

Wenn der Halm ausgetrocknet ist, erfolgt das Entknoten, das "Halmenaushauen", wie diese Arbeit genannt wird. Der Halmenausschneider nimmt einen Schaub neben sich und schneis det mit einem scharfen Messer Halm für Halm ab. Dies geschieht dadurch, daß die Knoten mit der angewachsenen Blattscheide entsernt werden. Der Halm zerfällt dabei in der Regel in einen kurzen untern, einen zweiten, bedeutend längern, einen dritten, sich nach oben etwas verjüngenden und in den obersten, die Fruchtähre tragenden Teil, den sog. Spitz. Die kurzen untern Röhrchen sinden Verwendung als Trinkröhrchen. Das

zweite Röhrchen ist der wertvollste Teil des Halms und wird als Flechts und Schnürlistroh verwendet, während der dritte Teil (das dritte Röhrchen) und der Spiß als Sesselstroh Berswendung sinden. Auch die zweiten Röhrchen (Flechtröhrchen) fallen verschieden lang aus und müssen noch sortiert werden. Hiezu wird das sog. Sieb verwendet, d. i. ein rechteckiger Holzstasten mit einem eingeschobenen, mehr oder weniger engmaschisgen Neß aus Eisendrähten. Nach der Sortierung wird das Stroh (d. h. die Flechtröhrchen) gebündelt und per Sack oder auch pfundweise verkauft. Herrschte Hochkonjunktur in der Strohindustrie, so verwendete man auch ausgereistes Stroh. Die Fabrikanten kauften aber diese Ware, weil brüchig, nicht gerne.

Wollte man aus diesen Strohröhrchen Schnürli erstellen, so spaltete eine hierin erfahrene Person (meist der Vater oder die Mutter) dieselben. Hiezu verwendete man ein "Ries" Spalter (Dreier», Vierer», Fünfer» bis Zwölferspalter). Diese wurden aus einem beinahe zylindrischen Veinstück von zirka 6 Zentimeter Länge und 1 Zentimeter Durchmesser angesertigt.

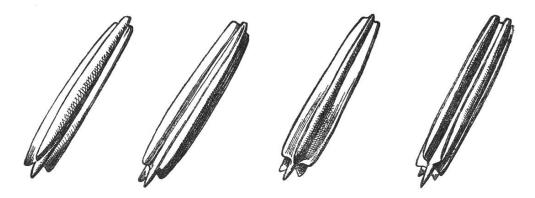


Abb. 1. — Spalter, aus Knochen, zum Spalten der Strohröhrchen, ca. 6 cm lang, 1 cm breit.

Um eine scharfe Spitze sind, 2—3 Millimeter zurückstehend, sternförmig 3—12 Einkerbungen angeordnet, welche gegen die Spitze hin messerartig geschärft sind.

Beim Spalten wurde die Spitze des Spalters (je nach dem Umfang des Röhrchens wurde eine niedrigere oder höhere Nummer gewählt) in die Mitte des Röhrchens eingeführt und

dieses in gleichmäßige schmale Streifen zerlegt. Der Spaltende mußte gut aufpassen, damit die Spiße des Spalters das Röhrschen nicht seitwärts durchstieß, sondern stets in der Mitte blieb.

War genügend gespaltenes Stroh vorhanden, so wurde dasselbe im Wasser genetzt und dann mittelst der "Rybi" glimpfig gemacht. Diese Reibe, eine Art Mange, besteht aus einem Holzrahmen, an dem zwei auf einander liegende Walzen aus Holz befestigt sind. Die untere Walze wird durch eine hölzerne Handkurbel (Triebel) in Vewegung gesetzt (gedreht). Die obere Walze läuft in einer Führung und ihr Ausliegen auf der

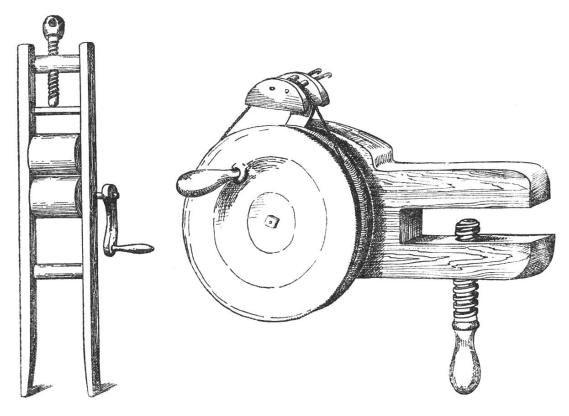


Abb. 2. — Rybi, zum Reiben und "Glimpfigmachen" des gespaltenen Strohs

Abb. 3. — Schnürlirab; Raddurchmesser ca. 30 cm.

untern Walze kann durch eine Art Spindel (siehe Abbildung 2, oben in der Mitte) und den mit letzterer in Verbindung stehens den, beweglichen Querbalken reguliert werden.

Das Reiben des Strohes war eine wichtige Sache und erforderte ziemliche Erfahrung. Wurde es zu wenig lang geries

ben, so machte es beim Schnürlen die Finger rasch wund. Rieb man das Stroh aber zu lange, so kam es vor, daß die Streifen zerfielen.

Nach dem Reiben war das Stroh zum Schnürlen fertig und wurde vom Schnürler in feuchtem Zustande vor sich auf den Tisch gelegt und mit einem Stein, einem Stück Eisen und dergleichen belastet (vergl. Tasel I, Abbildung 4, wo auch die Strohröhrchen, Spalter, das gespaltene Stroh, Schnürlirad, der Knecht und die Nybi abgebildet sind, d. h. die Sche einer Schnürlistube). Die Belastung hatte den Zweck, zu verhins dern, daß sich beim Ausziehen der Strohstreisen mehr aus dem Büschel loslösten, als man bedurfte (in der Regel zwei Stück).

Um Schnürli aus diesen Strohstreisen machen zu können, brauchte man das Schnürlirad (kurz Rädli geheißen) und den Knecht (Halter). (Vergl. Abbildungen 3 und 4.)

Das Schnürlirad besteht aus einem Träger (Support) aus Hartholz, der zum Vefestigen an einem Tisch mittelst Holzschraube eingerichtet ist. An diesem Träger sind ein hölzernes Handrad von zirka 30 Zentimeter Durchmesser (mit Holzgriff) und der sog. Kopf (Aufsat) befestigt. Letterer ist verstellbar und repräsentiert sich als die Hälfte einer Holzrolle, die einen Ausschnitt ausweist, in welchem zwei kleine hölzerne Rollen (Wirteli) angebracht sind. Diese haben eine Länge von 2 und einen Durchmesser von 1,2 Zentimeter und umschließen je eine Spindel aus Eisendraht.

Durch eine über das Handrad und die zwei Wirteli laus fende Darmsaite oder Schnur können bei Umdrehung des Hands rades die zwei Spindeln in rasche Bewegung gesetzt werden.

Der Knecht (Halter) besteht ebenfalls aus einem harts hölzernen Träger (Support), der mittelst einer Holzschraube an einem Tisch befestigt werden kann. An ihm ist ein senkrecht stes hender hölzerner Zapsen von 12 Zentimeter Höhe eingesteckt, der am obern Ende durchbohrt ist. In dieser Deffnung läuft eine Schnur, die an einem Ende ein kleines Gewicht (1 Stück Eisen, Blei, Stein und dergl.) trägt, während am andern

Ende ein Spannhaken aus dünnem Eisendraht befestigt ist (vergl. Abbildung 4, rechts am Tische angeschraubt).

Waren das Rad (rechter Hand vom Schnürler) und der Knecht (linker Hand) am Tisch befestigt, d. h. angeschraubt (siehe Abbildung 4), so konnte sofort mit dem Schnürlen begonnen werden. Bu diesem Zwecke befestigte man an jeder Spindel des Nades (Abbildung 3, oben) einen Strohstreifen, faßte mit der linken Sand lettere fo, daß sie im gleichen Abstand, wie am Rad, auf den Zeigefinger zu liegen kamen, in welcher Lage sie vom Daumen festgehalten wurden. Dann drehte man die Streifen, unter rascher Bewegung des Handrades bezw. der Wirteli (Spindeln), bis an die äußersten Spiten rund und befestigte sie hierauf am Spannhaken des Knechtes. Alsbann wurde der Zeigefinger der linken hand zwischen die zwei Strohdrähte gehalten und ersterer, unter steter Bewegung des Rades bezw. der Spindeln, vorwärts (Richtung Rad) bewegt. So entstand das Schnürli. Dieses wurde dann von den zwei Spindeln loggelöst und, nur an einer derselben befestigt, nach rückwärts gedreht. Nun war es gebrauchsfertig, wurde endgültig vom Rad weggenommen und quer über den Büschel Strohstreifen gelegt (vergl. Abbildung 4). Ungeübte Schnürler erzeugten etwa auch unbrauchbare Schnürli, sog. Struchrai. Diese entstanden insbesondere, wenn ein Strohstreifen mangelhaft war und sich nicht rund drehen ließ (siehe die zwei einzelnen Stücke in Abbildung 4).

War eine größere Anzahl Schnürli erstellt, so wurden aus je 100 Stück kleine Bunde gemacht. Schließlich wurden je 10 solche Bunde zu einem größern Bund (1000 Stück) vereinigt und die Schnürli in dieser Aufnahme an die Händler verkauft.

Preise von Fr. 5.— per Tausend, wie sie kurz nach Erfinstung des Schnürlirades bezahlt wurden, erhielten die Schnürsler im Bezirk Brugg allerdings nicht. Aber in guten Geschäftssiahren (1880—1883) wurden doch öfter bis zu Fr. 1.50 per Tausend bezahlt (Mitte der 20er Jahre dieses Jahrhunderts bis Fr. 2.— per Tausend). Ein ganz geübter Schnürler brachte es in der Stunde auf 200—250 Stück. Ausnahmsweise konns

ten solche, die ohne Knecht zu arbeiten verstanden, sogar 250 bis 300 Stück per Stunde ansertigen. Für einigermaßen geübte Kinder rechnete man 100—150 in der Stunde.

Der erwähnte Preis von Fr. 1.50 per 1000 Stück war aber nicht der Nettoverdienst des Schnürlers; denn es ging hiervon der Ankauf des Strohes ab, das in Zeiten der Hochstonjunktur natürlich auch teurer bezahlt werden mußte und zwar bis zu 80 Rappen das Pfund, aus dem 3000—3500 Schnürli erstellt werden konnten. Ferner war die Person in Betracht zu ziehen, welche das Spalten und Reiben besorgte. Immerhin konnte ein geübter Schnürler, allerdings bei mehr als acht Arsbeitsstunden, wie sie heute üblich sind, im Tag Fr. 1.— bis Fr. 1.50 verdienen und das war in jener Zeit viel Geld. Meist galten aber die Schnürli nur 60—80 Rappen per Tausend. Ja es wurden sogar noch solche für den Betrag von 20 Rappen erstellt. Dies geschah indessen nur ausnahmsweise, entweder von ganz armen Personen oder etwa von alleinstehenden Frauen, denen das Schnürlen über die langen Winterabende hinweghalf.

Ein großes Anlagekapital war glücklicherweise für diese Hausindustrie nicht notwendig. Eine Schnürlieinrichtung (Rad, Knecht, Spalter und Rybi) kam in den 80er Jahren bloß auf Fr. 20.— bis Fr. 25.— zu stehen. Wollte in einer Familie mehr als eine Person schnürlen, so mußte lediglich ein weiteres Rad mit Knecht angeschafft werden, was etwa Fr. 5.— kostete.

Auch besonderer Lokale bedurfte es nicht. Die Räder konnsten an jedem Bauerntisch angebracht werden und zwar an jeder Stirnseite je ein Stück und an den Längsseiten meistens deren zwei, sodaß in der Regel sechs Personen an einem Tisch schnürslen konnten. Brauchte man letztern zu einem andern Zweck, zum Beispiel zum Essen, so wurden die Rädli abgeschraubt und in irgend eine Ecke gestellt.

Geschnürlet wurde zudem nur in Zeiten, wo dies die landwirtschaftlichen Vetriebe erlaubten, d. h. in der Regel nur im Winter und auch da von den erwachsenen Personen meist nur nachts. Nur in Zeiten der Hochkonjunktur wurde allgemein auch am Tage während des Winters geschnürlet. Bei einiger-

maßen ordentlich situierten Kamilien schnürleten nur die Kinder in ihrer schulfreien Zeit. Im allgemeinen war diese Arbeit bei ihnen sehr beliebt, waren sie doch von Jugend auf ans Arbeiten gewöhnt und zwar meist an viel schwerere, wie Haden, Grund und Mift in den "hotten" tragen und dergleichen, fo daß namentlich den Buben das Schnürlen eher als ein Spiel vorfam. Bäufig fam man auch bei einem Schulkameraden, ein halbes Dupend hoch, zusammen und schnürlete gemeinschaftlich. Dabei ging es dann oft recht lebhaft und fröhlich her, und viele werden diese Nachmittage noch in guter Erinnerung haben. Bald wurde gewettet, wer am raschesten 50 oder 100 Stück gemacht hatte. Statt Beld setzte man Knöpfe oder Märbel. Dann wieder wurde gesungen oder man hielt Rat, was am Sonntagnache mittag, nach der Kinderlehre, geleistet werden sollte. In diesen Schnürlistuben wurden auch die Plane ausgehecht zur Befriegung der "Desterreicher", wie von uns Buben noch in den 80er Jahren die Hornuffer Anaben genannt wurden. Fast alljähr= lich, wenn in der Schule die Schlachten am Morgarten, bei Sempach und Näfels und die Mordnacht zu Brugg behandelt wurden, fam es zu friegerischen Auszügen. Mit Rebstecken, Latten und dergleichen bewaffnet, marschierten wir Bornuffen zu und stellten uns an einem Abhang auf. In aleicher Weise rudte dann auch die Zukunft von Hornuffen an. Meist kam es aber nicht zum Treffen. Sieger blieb in der Regel, ohne jeden Schwertstreich, die Uebermacht. Dafür war unter uns immer noch die Rede von einer regelrechten Schlacht, welche die Bözer Jugend Mitte der 70er Jahre (wohl eine Folge des deutsch= französischen Krieges) siegreich gegen die Hornusser bestanden hatte und wobei es beiderseits Verlette gab, so daß die Schul= pflegen energisch einschreiten mußten. Wir Buben haben noch Sahre nachher mit Bewunderung an den damaligen "Führer" der Bözer Knaben emporgesehen, der sich auch anläßlich der Ein= vernahme durch die Schulpflege unseres Erachtens heldenhaft benommen hatte und sogar auf die Frage des Schulpräsidenten: "Wer gab das Blei?" mit einem Reim (Jakob Pfister aus der Mei) zu antworten gewußt hatte.

Aber auch alle Vorkommnisse im Dorse wurden in den Schnürlistuben der Aritik unterstellt und gewürdigt. Stoff bosten alljährlich die Treibjagden auf die Wildschweine, welche die Kartoffeln in den Neutenen fraßen. Es war damals noch Usus, daß Waldparzellen, wenn deren Vestand abgeholzt war, an die Bürger abgegeben wurden, die sie, nachdem die Stöcke ausgesreutet waren, einige Jahre bepflanzen konnten, worauf man wieder junge Waldpflänzlinge (Tannen, Erlen, Buchen usw.) setze, was im Gemeindewerk geschah. An einer solchen Treibsiagd wurden in meiner frühesten Jugendzeit (Ende der 70er Jahre) einmal sieben Wildschweine erlegt.

Das beliebteste Thema war aber der Jahrmarkt, der allsährlich zweimal in Bözen (im Frühjahr und Herbst) stattsand, der Bözer Märt. Welch magisches Wort war das für uns Busben. Ja, jest noch, nach beinahe 60 Jahren, hat es für mich einen hellen, märchenhaften Glanz. Und dabei wies dieser Jahrmarkt keinen Vergnügungspark auf mit all den Finessen, wie sie jest auf den Messen zu treffen sind. Nicht einmal ein Karussell (Rößliryti) war vorhanden. Hiezu mußte man schon an den Fricker Jahrmarkt gehen, was aber für uns Buben nicht in Frage kam.

Schon am Vortag, beim Aufstellen der Stände, waren wir mit allem Eifer dabei und halfen mit, soweit unsere Kräfte reichten. Nebenbei hielten wir Rat, was wir wohl kaufen wollten und zeigten einander neuerdings die gesparten Bazen. Besaß einer, was aber selten vorkam, einen ganzen Franken, so wurde er allseitig als Krösus bestaunt. Aber auch die wesniger Reichen glaubten, sie könnten mit ihren Schätzen den halben Markt kaufen.

Endlich, endlich brach der Tag des "Märtes" an. Leider war am Vormittag noch Schule, weshalb allgemein die Kleisnen, welche dieses Uebel noch nicht kannten, beneidet wurden. Dafür wurde dann die Schulpause reichlich ausgenützt, um einen Vorgeschmack zu holen, und die Lehrer dehnten sie in der Regel auch gehörig aus.

Mittags (der Morgen wurde von den Messeleuten zum

Auspacken benützt) seierte die ganze Vevölkerung, und auch die Sinwohner von Effingen und Elsingen erschienen auf dem Markte, konnte man doch damals noch alles kausen, wessen eine Haushaltung das Jahr hindurch bedurfte. Auch unsere Strohshüte und im Herbst die Kappen wurden hier eingehandelt. Die Eltern ließen uns nach diesem Einkauf volle Freiheit, trasen sie doch sortwährend Kameraden und Kameradinnen aus der Schuls und Konsirmandenzeit, mit denen viel zu besprechen war.

Unser erstes Ziel waren natürlich die Stände mit Zuckerstengeln und Lebkuchen. Bevor wir aber für 5 Rappen einstauften, wurde eifrig beraten und erwogen, welcher Stand die besten verkaufte und wo es sogar zwei Stück für diesen Betrag gab. Dann bestaunten wir die Ausruser, eine Art billiger Jakob; insbesondere aber sesselten uns die Stände der "Granipler", wo Messerschmiedwaren aller Art waren. Reichte es nicht zu einem Taschenmesser, dem Stolz und der Sehnsucht eines jeden von uns, so wurde doch wenigstens für 10 Rappen ein "Hegel" erstanden. Beneidenswerte Zeit, da die Eltern, der Götti und die Gotte den Kindern mit 10—20 Rappen noch solches Glück verschaffen konnten.

Reichlichen Stoff zur Unterhaltung boten ferner die perios dischen Eierausläset (Eierläset). Stand ein solcher bevor, so galt es, möglichst bald die Rollenverteilung zu ersahren, welche von den Mitwirkenden streng geheim gehalten werden sollte. Diesienigen, welche ältere Brüder besaßen, wurden beauftragt, diese auszuhorchen, um doch wenigstens zu ersahren, wem die wichstigen Rollen des Pfarrers, Läusers und Eierausläsers zugezteilt waren. Nach dem Eierläset aber war noch lange davon die Rede, und die Mitwirkenden wurden einläßlich von uns kritissiert. Selten waren wir voll befriedigt und nahmen uns desshalb vor, die Sache einst noch besser zu machen.

Auch das Trotten (Auspressen der Weintrauben) spielte gewichtig mit bei unseren Unterhaltungen in den Schnürlisstuben, war es doch damals nicht eine so prosaische Sache wie heute; denn man besaß noch die Vaumtrotten, wo mittelst geswaltiger Eichenstämme die Trauben gepreßt wurden. Erst der

galt bei uns für voll, welcher nicht nur beim Aufziehen, sons dern auch beim Herunterlassen des Baumes aktiv mitwirken durfte, während die kleinen lediglich "aufsaßen", was für sie ein Ersat der Rößliryti war. Jeder von uns wußte selbstversständlich auch, wie viel Wein jede Haushaltung geerntet und wer am meisten per Saum gelöst hatte.

Wie die Jugend am Tage, so versammelten sich die Erswachsenen nachts in den Schnürlistuben. Hatten im strengen Winter von 1879/80 noch überall Spinnstuben bestanden, welche trot der Hochkonjunktur in der Strohindustrie während der 50er Jahre nie ganz eingegangen waren, so wurden sie in den solgenden Jahren nun vollständig und endgültig von den Schnürlistuben verdrängt. Ueber die Spinnstuben ist so viel geschrieben worden, daß sich jedermann selber das Leben und Treiben auch in den Schnürlistuben ausmalen kann. Geschrieben wurde meines Wissens hierüber nichts. Es war vielmehr Sache des "Eierläsetpfarrers", alle diese Vorkommnisse in Ersahrung zu bringen und in seiner Predigt zu würdigen. Und auch wir wollen es damit bewenden lassen.

Adolf Amsler.

Rhythmus ift Arbeit, Kreislauf des Blutes – Wedet in uns Kraft frohen Mutes!

> Rhythmus ift Freude Stille Musik, — Wellengleich wandelndes Menschengeschick!

> > Rhythmus ift Glud, Beweglicher Klang, Entströmt den Lippen Als froher Gefang! E. B.